

Ansichten – Aussichten: Uwe Johnsons »Jahrestage«

Otto-Rudolf Rothbart

Uwe Johnson war so etwas wie ein Senkrechtstarter: die Kritik war von seinem Erstling, »Mutmaßungen über Jakob« (1959), überaus angetan, wenn nicht enthusiastisch. Erhart Kästner, doch sonst ein besonnener Mann, der die Worte wägt, prophezeite den Beginn einer künstlerischen Laufbahn, die »hoch, sehr hoch« hinaufführt; Reinhard Baumgart orakelte als Resümee einer Besprechung im Süddeutschen Rundfunk: »unreif wie die »Räuber« – kann man ihn mit einem kritischeren Wort höher loben?«; Günter Blöcker schließlich prägte das Wort vom »Roman der beiden Deutschland«, das bald als Kennzeichnung (und Wertmarke) für Uwe Johnson schlechthin galt.

Die positive Einschätzung der »Mutmaßungen« hat sich gehalten, selbst nachdem die deutschen Philologen begonnen haben, Johnson nach allen Regeln der germanistischen Kunst »auseinander« zu nehmen, so etwa Hansjürgen Popp und Herbert Kolb (nachzulesen neben vielen anderen Äußerungen zu Johnsons Werken im Kritiken-Sammelband »Über Johnson«¹, vgl. BuB 1970, 9, 611). »Die Veröffentlichung von »Mutmaßungen über Jakob«, urteilt Peter Demetz aus der kritischen Distanz der Jahre in seinem soeben erschienenen Buch über die deutsche Literatur seit 1945 (vgl. BuB 1970, 11/12, 760), »bezeichnete einen Wendepunkt in der deutschen Literatur«.

Und die Kritik (auch die bibliothekarische in dieser Zeitschrift, vgl. BuB 1960, 2/3, 79; 1961, 11, A 458; 1964, 5, 495; 1965, 9, 710) ist Johnson auch in den folgenden Jahren wohlgesonnen geblieben. Natürlich gab es kritische Einschränkungen – so ohne weiteres sagen unsere Rezensenten ja nicht Ja ja, Nein nein; es gab auch handfeste Proteste von prominenter Seite. So etwa von Hermann Kesten, der Johnson als hilflosen Supermanie-risten apostrophierte, als einen Autor, der die deutsche Sprache so weit »verfremdet«, »daß man immer wieder glaubt, eine Rohübersetzung aus dem Kaschubischen zu lesen...«. Noch bissiger hat sich Robert Neumann ausgelassen, ganz zu schweigen von Karlheinz Deschner, der hier genannt werden muß, weil sein Angriff vermutlich die größte Resonanz erzielte: »oft erheiternd doof, aber doch öfter doof als erheiternd« (vgl. BuB 1965, 1, 83). Doch insgesamt blieb das kritische Echo auf Johnsons bisherige 3 Romane freundlich und positiv. Peter Glotz hat das am Beispiel von »Zwei Ansichten« (also gerade am Beispiel des wahrscheinlich schwächsten Romans Johnsons) sogar statistisch nachgewiesen (vgl. BuB 1969, 4/5, A 125): von 72 in seiner Untersuchung ausgewerteten Rezensionen waren nur rund 14 % negativ; und Wilhelm Johannes Schwarz², der in seiner kleinen klugen Arbeit über Johnson – sie ergänzt den Sammelband »Über Johnson« vortrefflich und ist sogar für Schüler etc. besser »verwertbar« – auch die Kritik, kritisch kommentierend, Revue passieren läßt, konstatiert nicht nur die zumeist anerkennenden Urteile, er vermerkt auch das »relativ gehobene Niveau« der Johnson-Reflexe.

Das alles scheint mit Johnsons nunmehr fünftem Buch³ (das nach 5jährigem Schweigen erscheint) anders werden zu wollen. Neben erneut überaus positiven, ja geradezu begeisterten Äußerungen – gleich dreimal in der FAZ (219/70); wir werden darauf zurück-

1 Über Uwe Johnson. Von Günter Blöcker, Gerd Semmer u. a. Hrsg. v. Reinhard Baumgart. Frankfurt: Suhrkamp 1970. 184 S. (Edition Suhrkamp. Bd. 405.) br. 4.- (mit ausführlicher Bibliographie).

2 Wilhelm Johannes Schwarz: Der Erzähler Uwe Johnson. Bern, München: Francke 1970. 106 S. br. 8.80 (mit ausführlicher Bibliographie).

3 Uwe Johnson: Jahrestage. Aus d. Leben v. Gesine Cresspahl. T. 1: August 1967 bis Dezember 1967. Frankfurt: Suhrkamp 1970. 477 S. Lw. 24.-.

kommen müssen – fehlt es diesmal nicht an sehr kritischen Einschränkungen, ja an Cassandra-Rufen. Helmut Heißenbüttel, selbst im letzten Herbst mit einem Roman-Experiment hervorgetreten – und insofern vielleicht nicht ganz unbelastet –, spricht Johnson (in Deutsche Zeitung / Christ und Welt 39/70) das Gelingen ab, einen Roman auf der Höhe der Roman-Diskussion am Anfang der 70er Jahre gemeistert zu haben: »Soweit es den 1. Teil betrifft« – und hier steckt freilich des Kritikers Absicherung –, »ist er hinter das, was die »Mutmaßungen« bedeuten, zurückgefallen.« Noch entschiedener (aber »Entschiedenheit« gehört freilich zu den Charakteristika dieses Kritikers) verwahrt sich Marcel Reich-Ranicki (in der ZEIT 40/70). Allein die Tatsache, daß Johnsons neuer Roman insgesamt 1400–1500 Druckseiten umfassen soll – dem jetzt vorliegenden 1. Teil soll Teil 2 im Januar, Teil 3 im Mai 1971 folgen! –, bringt Reich-Ranicki zu der lapidaren Feststellung: »Also wird es schiefgehen«, denn, so folgert er (»über-spitzt«): »Für Leser, die heute Zeit und Geduld für 1500-Seiten-Romane haben, lohnt es sich nicht, 1500-Seiten-Romane zu verfassen.«

Worum geht es in dieser Novität, 1. Teil? Zunächst ist das, ganz konkret titelbezogen, ein tagebuchartiger Bericht von einzelnen Tagen eines Kalenderjahres aus New York. Der Titel des Buches meint aber assoziativ auch noch andere Tage (so Johnson zur Einführung einer Lesung): die Tage in den Jahren eines Lebens, die als bedeutsam, weil wegweisend in der Erinnerung haften.

Erzählt wird von Gesine Cresspahl, die dem Johnson-Leser schon aus den »Mutmaßungen über Jakob« gut bekannt ist. 1967 lebt sie seit 6 Jahren mit ihrer (und Jakobs!) 10jährigen Tochter Marie in der von Gewalttätigkeiten durchzitterten amerikanischen Metropole als gesellschaftlich und finanziell privilegierte Dolmetscherin in einer großen Bank. Ihre Erinnerungen – z. T. als Tonbandprotokolle für Marie (»für wenn ich tot bin«) – an ihre Jugend, an das Leben ihrer Eltern in Mecklenburg Anfang der 30er Jahre – SA, HJ, Juden-Boycott – werden unterbrochen durch die Konfrontationen mit dem amerikanischen »Alltag« – Negerfrage, Judenfrage –, werden eingerahmt durch tägliche, kommentarlos wiedergegebene, aber nicht zufällig ausgewählte und zusammengestellte Lokal- und Globalnotizen aus der »New York Times«: NS-Prozesse in Deutschland, Ost-West-Spannung am Beispiel der in Amerika gerade veröffentlichten Berichte der Stalin-Tochter und immer wieder Vietnam.

Die ineinander verschränkten Themenkreise sind zweifellos auch aufeinander bezogen (das wird sich im Verlauf der Erzählung wohl erst in seiner ganzen Deutlichkeit offenbaren), und etliche besorgte und irritierte Fragen unserer publizistischen Kritik (Quo vadis Uwe Johnson?) erweisen sich denn auch einfacher in der Beantwortung als sie glauben lassen. New York und The American way of life hin oder her: zunächst noch etwas hinterschwellig und undeutlich, in der Anlage aber unübersehbar ist auch dieses neue Buch Johnsons ein »alter Johnson«.

Auf eine Frage von Schwarz (im oben erwähnten Buch), wie Johnson es denn bei seiner Vorliebe für Englisch und für New York mit seiner Beziehung zur deutschen Sprache, zur deutschen Geschichte, zum Deutschtum überhaupt halte, antwortete der Autor unüberhörbar: »Ich kann mich weder von der deutschen Vergangenheit noch von der deutschen Gegenwart dispensieren... Die deutsche Geschichte ist für mich ein unumgänglicher Faktor. Für jede Person, für jede erfundene Person ist sie eine der wichtigsten Fragen. Günter Grass nennt das »Großmutter«: Man sollte kein Leben beschreiben, ohne mit der Großmutter anzufangen. Mir geht es genau so.« Auf meine gezielte Frage (anlässlich einer Lesung des Autors), wie es denn mit der neuen Erzählung nun wohl weitergehe, ob wir denn am Schluß wohl wieder bei Jakob und damit im zweigeteilten Deutschland landen würden, kam denn auch die ebenso mecklenburgisch eingefärbte wie aufschlußreiche Erwiderung: »das wird denn wohl so sein.«

Fassen wir nach (um doch wenigstens die eklatantesten Widersprüche der Presseverlautbarungen etwas zu mustern): Ist Johnsons neuer Roman – wie Heißenbüttel meint – ein Rückschritt hinter das, was die »Mutmaßungen« bedeuten? Ist er, verglichen mit Johnsons Erstling, gar nur »traditionell und streckenweise altmodisch«, wie Reich-Ranicki

fürchtet? Oder verspricht das Buch (vielleicht dennoch) – wie Rolf Michaelis (FAZ) vermutet – »ein großes, ein wichtiges Werk zu sein«, das sich lohnt, mehr als einmal gelesen zu werden – wie es Margret Boveri, ebenfalls in der FAZ, behauptet? Ist Johnson das gelungen, was andere vergeblich versucht haben – wie es Karl Heinz Bohrer, der dritte FAZ-Rezensent, für möglich hält: *den* politischen Roman zu schreiben? Sind hier – wie Rolf Becker im SPIEGEL notierte – »Politik und Gesellschaftsanalyse rückstandslos in Erzählung individueller Lebensläufe aufgegangen, Geschichtsschreibung in Biographie«? Oder sind Johnsons Bemühungen noch hinter Hans Werner Richters autobiographische Erzählungen einzustufen (vgl. BuB 1970, 5, 340), weil sie – wie wiederum Heißenbüttel urteilt – »gerade über das gesellschaftlich-politische Verhalten nichts hergeben) als ihr eigenes anekdotisches Material«?

Die Frage nach der »Modernität« ist die Frage nach dem formalen Prinzip. Verglichen mit den »Mutmaßungen« sind die »Jahrestage« in der Tat weniger kompliziert gebaut und erzählt; sie sind – überspringt man die täglichen Zeitungsnotizen, läßt man eventuell sogar Gesines und Maries Erlebnisse im amerikanischen »Alltag« beiseite: und viele Leser werden das so halten – fast konventionell »breit« und brav berichtet, ohne sehr auffällige oder doch große Schwierigkeiten bereitende Eigenheiten in Satzbau und Interpunktion. Aber war es nicht seinerzeit gerade die Kompliziertheit der Methode (unter dem Einfluß von Faulkners *The Sound and the Fury*), die man den »Mutmaßungen« denn doch glaubte, bei allem Respekt, vorsichtig kritisch ankreiden zu sollen? Lobte man später den Autor nicht gerade wegen seines Fortschrittes zur »Einfachheit« (vgl. bei Glotz, S. 194/95)? Und hat man schließlich das sonst viel und gern zitierte Johnson-Wort nun vergessen, daß jede Geschichte ihn zu jeweils neuen Schreibentscheidungen führe? Hält man dafür, daß Jakobs rätselhafter Tod »heute und hier« nur so, in Mutmaßungen eben, in einander überlagernden und auch widersprechenden Aussagen vieler »Stimmen« überzeugend gestaltet werden konnte, so könnte doch ein chronikartiger Bericht über das Schicksal einer mecklenburgischen Familie »damals«, in den Zeitläuften Hitlers, eben vielleicht in dieser gelassen und behäbig daherschreitenden, humorvoll-verstehenden Erzählweise eines »raunenden Beschwörers des Imperfekts« (Thomas Mann) seine adäquate Darstellungsform finden. Ich würde es abwarten.

Im übrigen geht es so bieder, wie das jetzt klingen mag, auch bei diesem neuen Johnson gar nicht zu. Von seiner Benennungssorgfalt z. B., oder soll man gar sagen: -manie, hat sich Johnson mitnichten abbringen lassen. Der etwas umständliche, unverwechselbare Sprachduktus dieses Autors wirkt auch hier partienweise überaus spröde. Merken wir aber doch an, daß gerade in solchen Partien »eine menschliche Landschaft und ihre Sprache bewahrt werden«, was, nach Rolf Michaelis, nicht zuletzt den Rang und Wert dieses Buches bestimmt (»Jerichow, das Dorf an der Ostsee, Gneez, Körkwitz, Malchow, Priwall, Pötenitzer Wiek – das sind nicht nur Namen, das ist eine Welt.«).

Ein politischer Roman? Je nun, was ist das? Bohrer versteht darunter nichts Vordergründig-Aktives, keine Zweckschrift im Sinne von Einwirkung und Veränderung. Ein solches Buch würde Johnson auch sicher gar nicht schreiben wollen. »Für mich ist die gesamte Literatur gesammelte Erfahrung«, hat er noch jüngst bekräftigt. Und so meint es auch Bohrer, als »lakonische Studie über Tyrannei: die Tyrannei gesellschaftlichen Zwangs und schleichender Anpassung«. Und das ist zweifellos doch auch hochpolitisch – und zudem überaus aktuell. Als bedeutsame, atmosphärisch überaus dichte, detailpräzise, milieugesicherte Dokumente geschichtlich-politischer Erfahrungen wird man viele Passagen des Buches gelten lassen müssen. Das läuft auf Gewissenserforschung hinaus, auf Erkundung des gesellschaftlichen und psychologischen Terrains, auf sozial- und gesellschaftspolitische »Fallstudie«.

Vermerken wir noch den trockenen, unterströmigen Humor, der hier jetzt deutlicher zutage tritt als in früheren Büchern des Autors. Verweisen wir wenigstens noch auf Johnsons fortphantasierenden Umgang mit dem Personal früherer Werke: auch »Karsch«, der »Achim«-Biograph, ist dabei, Martin Walsers Anselm Kristlein begegnen wir und schließlich – sowohl zum Stichwort »Humor« wie »Personal« gehörend – erleben wir

den Dichter Uwe Johnson bei einem Vortrag auf dem Jewish American Congress. Eine Menge kluger, psychologisch sehr überzeugender Anmerkungen belegen am Rande, daß dieser Autor sein Sensorium mit blitzblanker Akkuratessse zu pflegen gewohnt ist. Ein abschließendes Urteil wird erst möglich sein nach Vorliegen des kompletten Werkes. Viele Muster des komplizierten Beziehungsgeflechtes sind jetzt erst in Andeutungen sichtbar (vielleicht entpuppt sich Gesines boy-friend D. E. zum Beispiel als Figur aus Johnsons erstem, nicht veröffentlichten Roman »Ingrid Babendererde«). Wagen wir dennoch heute schon das Urteil: nach den »Mutmaßungen« Johnsons bisher bedeutendstes, sein welthaltigstes Werk, eines der bemerkenswertesten Bücher der deutschen Gegenwartsliteratur, reich an Einsichten, klug an Urteilen, souverän in der Verschränkung verschiedener Erzählebenen und thematisch scheinbar heterogener Erzählstoffe.

Autobiographie als Geschichtsquelle? / Fünf Beispiele im Vergleich

Männer machen die Geschichte. Wäre dieser Satz uneingeschränkt richtig, dann hätte die Geschichtsschreibung in erster Linie die Aufgabe, das Wirken der großen historischen Persönlichkeiten nachzuzeichnen. Die Unzulänglichkeit einer solchen biographisch akzentuierten Methode läge darin begründet, daß jeder Mensch das Kind seiner Zeit ist. Sie übt nicht weniger Einfluß auf das Denken und Streben eines »großen« Mannes aus, wie umgekehrt der handelnde Politiker und Staatsmann auf den Gang der Ereignisse. Niemand kann ungestraft die sozialen, ökonomischen, kulturellen und politischen Gegebenheiten seiner Epoche mißachten. In diesem Sinne wurde die Weltgeschichte stets auch zum Weltgericht. Auf folgenschwere Fehlentscheidungen Napoleons ist jenes Wort: »Jeder große Mann kommt seine Zeitgenossen teuer zu stehen.«

Als gebrannte Kinder, als Augenzeugen einer »großen Zeit« – »Große Zeiten sind immer dann, wenn etwas schief geht oder doch beinahe«, notierte *Theodor Fontane* – empfinden wir Skepsis gegenüber jeder tatsächlichen oder behaupteten »Größe« eines Menschen. Ganz deutlich zeigt sich dies in der gewandelten Darstellungsmethode der biographischen Geschichtsschreibung. An die Stelle der heroisierenden Biographie à la *Carlyle* ist die »kritische« Biographie getreten. Denkmäler früherer Epochen werden von ihren Sockeln gestürzt, bislang geltende Maßstäbe relativiert. Das gilt auch für die Beurteilung der Autobiographie. Wenn *Wilhelm Dilthey* noch behaupten konnte, die Autobiographie sei »die höchste und vermittelndste Form, in der sich das Verständnis des Lebens uns offenbart«, so trifft heute eher die *Maxime Jean Paul Sartres* zu: »Der Mensch konstituiert sich selbst als

das, was er ist, um es nicht zu sein.« Ist die Autobiographie eine einzige Selbsttäuschung, deren Wahrheitsgehalt sich möglicherweise erst »gegen den Strich gelesen« enthüllt?

Die politische Autobiographie der Gegenwart ist ihrer Natur nach ein *mixtum compositum* aus der klassischen Memoirenliteratur und jenen »Bekenntnissen«, die auf den Spuren *Rousseaus* im letzten Drittel des 18. Jahrhunderts als nahe Verwandte des psychologischen Romans entstanden. Eher ethisch als quellenkritisch fundiert, bedarf deshalb gerade ihre Aussage über politisch-historische Vorgänge der genauen Durchleuchtung. Bismarcks »Gedanken und Erinnerungen«, literarisch gewiß eines der glanzvollsten Selbstzeugnisse, liefert das klassische Beispiel einer durch und durch subjektiven Mischung von Dichtung und Wahrheit, die den Zweifel geradezu gebieterisch als gedanklichen Vorschaltprozeß vor die Lektüre verlangt. Verursacht durch den Mangel an kritischem Abstand, liefert die Autobiographie jedenfalls fast niemals ein objektives Porträt der Persönlichkeit.

*Arthur Koestler*¹ begann sein »irdisches Horoskop«, zu dessen Berechnung seine »Frühe Empörung« bestimmt war, im Jahre 1946 zu erstellen. Ein feuilletonistischer Einfall als Geburtshelfer also, der, den Stil und die faszinierende Leuchtkraft seiner Prosa in ihrer Abfolge brillant gezeichneter Skizzen weitestgehend beherrschend, sternengläubigen Fatalismus mit der Marxschen Definition, der Mensch sei das Produkt seiner Umgebung, auf eine gewiß anregende, vom Standpunkt der historischen Objektivität jedoch auf kuriose und dubiose Weise zusammenzwingt.

*Kurt Hiller*² wiederum, egozentrischer Außen-seiter, rechtfertigt sein »Leben gegen die Zeit«

¹ Arthur Koestler: Frühe Empörung. Wien u. München: Molden 1970. 552 S.

² Kurt Hiller: Leben gegen die Zeit. Hamburg: Rowohlt 1969. 421 S.